

Den Spiegel enthüllen

Laura Forti schrieb mit »Mein Vater, vielleicht« eine ganz besondere, nämlich ihre Familiengeschichte.

Forti, 1966 in Florenz geboren, verfasst Theaterstücke und Romane und lehrt auch Kreatives Schreiben. Für »Forse mio padre« – so der italienische Originaltitel, bei dem das »Vielleicht« am Anfang steht – bekam sie mehrere Preise. Es muss einem nicht sofort klar sein, dass das eine Autobiografie ist, es kann auch gut erfunden sein, dass der Ich-Erzähler von ihrer Mutter knapp vor deren Tod mitgeteilt wird, dass sie nicht die Tochter des Mannes sei, der sie großgezogen hat. Im Laufe der Erzählung wird einem aber klar, dass die Intensität mit der da erzählt wird, aus eigenem Erleben kommt.

So verständlich es ist, dass Forti das Schreiben dieses Buches als Selbsttherapie benutzt, ihr Seelenleben rückt einem dann doch etwas zu nahe. Stark aber wird das Buch in jenen Phasen, in denen nicht die Trauerarbeit der Erzählerin im Mittelpunkt steht, sondern ihre Mutter und der unbekannte Vater die Hauptrollen spielen. »Mein Vater, vielleicht« ist nicht nur eine besondere Familiengeschichte, sondern auch jüngere italienische Zeitgeschichte, wenn unter anderem davon erzählt wird, was für Juden in der Provinz Faschismus und deutsche Besatzung bedeutet haben. Ein Traum steht am Anfang ihrer Arbeit, ein Traum vom Vater, und so ist das Du zu dem sie das Buch über sprechen wird, der Vater. Darunter aber ist die große Liebe zur Mutter zu spüren – ein Gefühl übrigens, das uns in der Literatur unserer Zeit (siehe Seite 26) immer öfter unterkommt. ■

Konrad Holzer

Wissen und Wachs

Christine Wunnickes historisch-emanzipatorischer Roman über eine Wachsbildnerin

Es gibt in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur wenige Autorinnen und Autoren, die so wenig auf modische Tages- und Jahrestrends geben wie die Münchnerin Christine Wunnicke, die sich angesagten Tendenzen verweigern und vermeintlichen Desideraten merkantilistischer Verlagsmarketingleiter den Rücken zuwenden. Die vielmehr – im Falle Wunnickes rückengestärkt durch die lange Zusammenarbeit mit dem Berliner Berenberg Verlag – überzeugt einer eigenen Poetologie folgen. So fanden sich bei Wunnicke stets eher exzentrische, teils radikale Figuren. Eine neue solche Protagonistin ist auch Marie Bihéron in »Wachs«.

Der Roman spielt in Paris zwischen 1733 und Mitte der 1790er Jahre. Marie sucht zu Beginn in einer Kaserne der Musketiere um eine Leiche an, zu Anatomiestudienzwecken. Am Ende stirbt sie hochbetagt in der revolutionären, zum größeren Teil in Not, Chaos, Elend befindlichen Metropole an der Seine. In diesen 60 Jahren wird sie bekannt als Wachsformerin – und dann vergessen.

Bei Marie handelt es sich, wie so häufig bei Wunnicke, um eine historisch verbürgte Person, um die herum sie einen farbenreichen Kosmos erfindet, da die Realien so fragmentarisch sind wie Emotionen und Innenansichten. Es geht um Wissen, Liebe, Unterdrückung und Neugier, Freiheit und Befreiung. Davon erzählt Wunnicke arabesque und feinsinnig – so hat Diderot einen Auftritt inklusive historisch verbürgter stets zeternder Gattin wie auch hohe und höchste Damen des Hofes zu Versailles. ■

Alexander Kluy

Arche Noah in Sussex

Von dunklen Geheimnissen hinter dem Erbe eines englischen Landhauses erzählt die Britin Anne Hope.

»Heile die Anführer und du heilst die Welt«, lautet die euphemistische Umschreibung von Milos Großprojekt, das er am Landsitz der Familie in Sussex realisieren möchte. Denn eigentlich hat er die Errichtung eines Luxusresorts im Sinn. Mit dem Argument der Verbesserung globaler Verhältnisse meint er, seine Schwester Frannie überzeugen zu können – was notwendig ist, da sie Haupterin des gewaltigen Landsitzes ihres Vater Philip Brook ist. Als jahrelange Verwalterin des Anwesens hat sie sich jedoch nichts weniger als die Errichtung einer Arche Noah der Biodiversität zum Ziel gemacht. Wie steht Isa, die dritte Tochter von Philip, dazu?

Klassenbewusstsein und Ungerechtigkeit: Dass Hope auf knapp 500 Seiten auch den Blick auf jene Menschen richtet, die nicht mit dem Erbe einer Luxusimmobilie aufwarten können, schafft neue Perspektiven. Dadurch kann der egozentrische Wahnsinn einzelner Familienmitglieder kritisiert werden. Für dieses Phänomen massiver Ungerechtigkeit in unserer Gesellschaft findet die Autorin präzise Formulierungen, die sie ihren Leser/innen mit auf den Weg gibt, etwa: »Manche Menschen erben vierhundert Hektar, andere dreißig Begriffe für Schlamm.«

Isa, Milo und Frannie werden durch ein Erbe gezwungen sich miteinander zu beschäftigen. Das allein ist Anlass genug für Trubel und Konflikte, doch was passiert, wenn noch eine unbekannte Halb-Schwester am Begräbnis des gemeinsamen Vaters auftaucht? Und wenn diese sogar noch die koloniale Geschichte des Familienanwesens im Gepäck hat? Davon erzählt Anne Hope vielgestaltig und humorvoll. ■

Ursula Ebel



Laura Forti
Mein Vater, vielleicht
Ü: Ruth Mader-Koltay
Nonsolo, 186 S.



Christine Wunnicke
Wachs
Berenberg,
192 S.



Anna Hope
Wo wir uns treffen
Ü: Ulrike Kretschmer
Hanser, 448 S.